



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Hehn, Viktor: Gedanken über Goethe : 3. Naturphantasie.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Nach sechswöchentlichem Schachern, bei welchem der Beamte nach und nach 300 Mark zugelegt hat, entschließt sich der Beschädigte endlich, müde des unwürdigen Handels, und schreibt:

Erw. Wohlgeboren Ansichten kann ich nicht teilen, da ich aber ein Feind von Prozessen bin, so will ich mich mit dem Entschädigungsbetrage von 1800 Mark zufrieden erklären.

In einem dritten Falle berichtet der Beamte:

Der Verlust der Leute beläuft sich auf 1600 Mark. Ich offerirte ihnen 800 Mark, ein Verfahren, das bei diesen Leuten — es sind Juden polnischer Herkunft — allein angebracht ist und schloß vorbehaltlich Ihrer Genehmigung dann mit 950 Mark ab.

Wir wissen nicht, ob der Direktor der betreffenden Gesellschaft jüdischer Herkunft ist, soviel sehen wir aber aus den Akten, daß er sich nicht besann, das polnisch-jüdische Verfahren, die Hälfte zu bieten, durch Sanktionirung dieses „Geschäftchens“ gutzuheißen.

(Schluß folgt.)



Gedanken über Goethe.

Von Viktor Hehn.

3. Naturphantasie.



it Goethe war im Zeitalter des formalen Verstandes und der mechanischen Weltansicht ein Auserwählter der Phantasie aufgetreten, dieser Gabe, die vor allem den Dichter macht. Goethes Phantasie umfaßte zwar zunächst das Menschenleben, dieses sowohl in der Sphäre seiner objektiven Allgemeinheit als in den Tiefen des subjektiven Gemütes, aber mit gleicher Kraft wandte sie sich den Gestalten und Erscheinungen der Natur zu, in deren großem Reiche auch der Mensch begriffen ist. Der Himmel und die Erde, die Elemente in ihrer Größe, der Tag und das Jahr im Laufe ihrer Zeiten und Verwandlungen, alles, was uns in der Natur umgiebt und unser Dasein freundlich und feindlich bestimmt — der Dichter weiß es in seinem Wesen zu ergreifen, vor unsern Augen zauberisch zu beleben, dem Stummen, dem Unbewußten Sprache und Gefühl zu leihen. Er war ja nicht, wie die bisherigen Poeten, in der Gefangenschaft des Hauses, im Staube des Museums und der Bücher groß geworden und von der Schule

genährt; er streifte ruhelos, bald ahnungs-, bald reuevoll, in Wald und Feld, auf weiten Wegen umher, verkehrte mit den Geistern des Gebirges, des Wassers, der Nacht, genoß die Pracht und Gewalt der Sonne und den kühlenden Hauch des Mondes und verwandelte überall die Anschauung in Andacht. Sein Genius hatte ihm die herrliche Natur zum Königreich gegeben, Kraft, sie zu fühlen, zu genießen. Nicht bloß kalt staumenden Besuch erlaubte sie ihm, sie vergönnte ihm in ihre tiefe Brust wie in den Busen eines Freundes zu schauen, und im Wechseltausch mit ihr öffneten sich seiner eignen Brust geheime, tiefe Wunder. Ihre Einsamkeit heilte, läuterte, stärkte ihn: verstehst du, fragt Faust, d. h. der Dichter selbst,

Verstehst du, was für neue Lebenskraft
Mir dieser Wandel in der Ede schafft?

Noch in Weimar lebte der Novize des Hofes, der leichtsinnige Führer der Gesellschaft, abseits der Stadt, unfern der rieselnden oder rauschenden Elm, unter Bäumen, die er selbst gepflanzt und gepflegt, in einem Bauerhause, das er selbst ein wenig wohnlich gemacht und auf dessen Altan er, in den Mantel gehüllt, durch ein vorspringendes Dach vor dem Regen notdürftig geschützt, unter Donner und Blitz die Frühlingsnacht schlummernd verbrachte oder ein andermal, wenn er dazwischen erwachte und die Augen aufschlug, immer neue Herrlichkeit des Himmels um sich und über sich hatte. In seinen Dichtungen legt er oft das Naturbild nur an, oft malt er es in reicherer Fülle schildernd aus, oft genügt ihm ein kurzes Wort, eine einzelne Bezeichnung, um wie durch ein Streiflicht die jedesmalige Gestalt mit augenblicklichen, unwiderstehlichen Umrissen vor uns aufzurichten.

Indem wir im folgenden einige Belege dazu sammeln, gehen wir diesmal nicht der Entwicklung des Dichters nach, sondern halten uns an die eigne Ordnung und die großen Züge der Natur selbst, wie sie sich den Sinnen des in sie gestellten Menschen zu erkennen giebt.

Über uns wölbt sich der Himmel, und durch seine Weite zu schweben, in den unendlichen Raum sich zu verlieren, den Vögeln, den Wolken nachzuziehen — dieser Wunsch erfüllt jeden, der aus den Schranken des endlichen, einzelnen Daseins in eine Welt der Freiheit dort oben aufzublicken glaubt. So ruft Faust:

Doch ist es jedem eingeboren,
Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
Ihr schmetternd Lied die Berge singt,
Wenn über schroffen Fichtenhöhen
Der Adler ausgebreitet schwebt
Und über Flächen, über Seen
Der Kranich nach der Heimat strebt.

Dieselbe unbestimmte Sehnsucht trägt Ganymed hinauf, aus dem Reiche der Schwere in das leichte Reich des Äthers, dorthin, wo der ewige Vater wohnt:

Hinauf, hinauf strebt's!
 Es schweben die Wolken
 Abwärts, die Wolken
 Neigen sich der sehnennden Liebe!
 Mir, mir!
 In eurem Schoße
 Aufwärts!

Auch Werther schreibt in den Briefen aus der Schweiz: „Welche Begierde fühl ich, mich in den unendlichen Raum zu stürzen, über den schauerlichen Abgründen zu schweben — Mit welchem Verlangen hol ich tiefer und tiefer Atem, wenn der Adler in dunkler, blauer Tiefe, unter mir, über Felsen und Wäldern schwebt und große Kreise zieht“ u. s. w.

Am Himmel wandeln Sonne und Mond, folgen einen innern, unabänderlichen Gebote, begleiten unser Leben und richten den Lauf seiner Stunden. Was ist die Bestimmung des Menschen? so wurde der Philosoph Anaxagoras gefragt, und er erwiderte: Den Himmel anzuschauen und der ewigen Ordnung sich bewußt zu werden. So betet Iphigenie zu Apollo und Artemis:

Geschwister, die ihr an dem weiten Himmel
 Das schöne Licht bei Tag und Nacht herauf
 Den Menschen bringet, rettet uns Geschwister!

Ach aber, beide Gestirne sind ihrem eignen strengen Gesetz unterthan, und unser Leid, unsre Verzweiflung kümmert sie nicht:

Die Welt, wie sie so leicht
 Uns hilflos, einsam läßt und ihren Weg
 Wie Sonn und Mond und andre Götter geht! (Tasso.)

Besonders aber herrscht droben die Sonne — mens mundi et temperator, über uns und über allem. Schon die alten Dichter, vor allen Homer, wenn sie „leben“ sagen wollen, brauchen die Wendung: der Sonne Licht schauen. So ist auch in mittelhochdeutschen Gedichten, z. B. im „Parcival“ (Lachmann 247, 26), den sunnen haz varn so viel als den gotes haz und bei Goethe die Sonne soviel als Glück und Leben überhaupt. Der Gräfin Bernstorff meldet er im letzten seiner Briefe an sie, er sei von einer tödtlichen Krankheit genesen, und der Allwaltende gönne ihm noch „das schöne Licht seiner Sonne zu schauen“; denn, wie es in der Achilleis heißt:

Oft begrub schon der Kranke den Arzt, der das Leben ihm kürzlich
 Abgesprochen, genesen und froh der beleuchtenden Sonne,

oder wie Iphigenie sagt:

Die Unsterblichen lieben der Menschen
 Weitverbreitete gute Geschlechter
 Und sie fristen das flüchtige Leben
 Gerne dem Sterblichen, wollen ihm gerne
 Ihres eigenen ewigen Himmels
 Mitgenießendes fröhliches Anschauen
 Eine Weile gönnen und lassen.

So fragt Wilhelm Meister hoffnungslos und entmutigt (8, 7): „Werde ich künftig der Sonne und der Welt, der Gesellschaft oder irgend eines Glücksgutes genießen?“ und Drest spricht zu Iphigenien:

und laß dir raten, habe
 Die Sonne nicht zu lieb und nicht die Sterne,
 Komm, folge mir ins dunkle Reich hinab —

und Antiope zu Elpenor:

So lang ich weiß, du wandelst auf der Erde,
 Dein Auge schaut der Sonne teures Licht,
 — — bist du
 Mir gleich entfernt, so fehlt mir nichts zum Glück.

Iphigenie:

nach seines Vaters Hallen, wo die Sonne
 Zuerst den Himmel vor ihm aufschloß —

d. h. wo er sich zuerst seines Lebens bewußt wurde. Naufikaa, da sie am Meeresgestade ihre Gewänder getrocknet sieht, preist „die hohe Sonne, die allen hilft.“ Den Schiffer ruft die Sonne zur Fahrt ins Meer hinaus (Seefahrt):

Und die Segel blühen in dem Hauche,
 Und die Sonne lockt mit Feuerliebe —

und dieselbe Liebe hat Prometheus erfahren:

Was der Sonne Liebe jemals Frühlingswonne,
 Des Meeres laue Welle
 Jemals Zärtlichkeit an meinen Busen angeschmiegt.

Die Sonne, wenn sie aufgeht und untergeht oder am Himmel glüht, bringt die Tageszeiten, den Morgen und den Abend und den Mittag. Der Morgen erfüllt mit Hoffnung, Kraft, Lebensmut; die Mutter in „Hermann und Dorothea“:

Da war beklemmt mein Herz, allein die Sonne ging wieder
 Herrlicher auf als je und flößte mir Mut in die Seele.

An Frau von Stein (24. März 1776): „Hinter Naumburg ging mir die Sonne entgegen auf! Liebe Frau, ein Blick voll Hoffnung, Erfüllung und Verheißung — die Morgenluft so erquickend, der Duft zwischen den Felsen so schauerlich, die Sonne so golden blickend als je! Nicht diesen Augen nur,
 Grenzboten I. 1884.

auch diesem Herzen! Nein, es ist der Born, der nie versiegt, das Feuer, das nie verlöscht, keine Ewigkeit nicht! Beste Frau, auch in dir nicht, die du manchmal wähnst, der heilige Geist des Lebens habe dich verlassen.“ Ähnlich an den Herzog tags darauf: „Ich habe die Nacht durch manches Knäulchen Gedankenzwirn auf- und abgewickelt; diesen Morgen ging mir die göttliche Sonne hinter Raumburg auf.“ Der Morgen im Frühling, vom Berge, wenn der Nebel noch im Thale liegt und die Nachtigall noch nicht verstummt ist, leuchtet und blüht im „Ganymed“:

Wie im Morgenglanze
Du rings mich anglühst,
Frühling, Geliebter!
Du kühlst den brennenden
Durst meines Busens,
Lieblicher Morgenwind —

„Mir wars frei in der Seele, rein wie ein Frühlingmorgen“ (Stella), „Süßer Morgenlüfte Kinderstammeln“ (Elpenor) —

Mit dem tausendfarbigen Morgen
Lachst du ins Herz ihm. (Harzreise im Winter)

Früh am Novembertage rollen am Steine der Geliebten die Thautropfen nieder, „die schönen Thränen des Himmels“ (an Frau von Stein, 17. November 1782*). Wie die aufgehende Sonne uns mit der Kraft und Freude des Lebens erfüllt, so ist die untergehende ein Bild jähren Abschiedes, frühen Todes:

Trunknen vom letzten Strahl
Reiß mich, ein Feuermeer
Mir im schäumenden Aug,
Mich geblendeten Taumelnden,
In der Hölle nächtliches Thor. (An Schwager Kronos)

Auch wenn die Dunkelheit eingebrochen, brennt das Licht der Sonne noch in der Seele, und bald kündigt sich der neue Tag im Osten wieder an.

Wie der süße Dämmerchein
Der weggeschiednen Sonne
Dort hinaufschwimmt
Vom finstern Kaukasus
Und meine Seel umgibt mit Wonneruh,
Abwesend auch mir immer gegenwärtig. (Prometheus)

Anderß ist die Stimmung in dem Liede „Bergschloß“: der Dichter steht mit

*) Noch in „Wahrheit und Dichtung“ (Buch 7) derselbe poetische Ausdruck: „die unschuldigen Pflanzenthänen“; sie benetzen dort den in die Rinde des Baumes geschnittenen Namen der Geliebten. So ist auch der Fels am Sipyliusgebirge, in den die Niobe verwandelt worden, feucht von den Thränen der Unglücklichen, die ewig ihre Kinder beweint.

der Geliebten oben in den Trümmern der alten Burg, denkt sich als Knappen des Schloßherrn, sie als Kellnerin:

Und als sich gegen den Abend
Im stillen alles verlor,
Da blickte die glühende Sonne
Zum schroffen Gipfel empor.
Und Knapp und Kellnerin glänzen
Als Herren weit und breit.

Die eigentlich klassische Stelle aber für die Abendempfindung bleibt für immer Fausts Nachruf an die scheidende Sonne:

Betrachte, wie in Abendsonneglut
Die grünumgebenen Hütten schimmern u. s. w.

Er möchte schwebend die Sonne begleiten und so eines immerwährenden Abends genießen, sähe ewig die Höhen entzündet, die Thäler beruhigt, die Silberbäche in den goldnen Strom sich ergießend; flöge über das rauhe Gebirge weg, das Meer mit erwärmten Buchten thäte sich vor seinen Blicken auf; so eilt er der Sonne nach, vor sich den Tag und hinter sich die Nacht. Doch da wir an die Erde, den Boden, auf dem wir stehen, gebunden sind, so senkt sich die Nacht, die Finsternis auf uns herab und wir können uns ihrer nicht erwehren.

Die Nacht ist dem Naturmenschen, wie dem Kinde, die Mutter der Schrecken, in ihrem Dunkel streifen die bösen Geister umher, und sie leiht ihnen ihren Schutz zu schadenfrohem Thun. Da werden die Nebelstreifen an den grauen Weiden zu Gestalten und der in dürren Blättern raschelnde Wind zu verderblicher Rede. Dem Kinde in des heimelnden Vaters Arme flüstert der Elfenkönig verlockende Worte zu und erstickt es, da es nicht folgen will. Wenn „der Abend die Erde wiegt“ und „an den Bergen schon die Nacht hängt“ (Willkommen und Abschied), dann reitet der Dichter über Land, hinaus zu der Geliebten: die Winde sausen schauerlich, die Nacht schafft tausend Ungeheuer, wie ein aufgetürmter Riese steht im Nebelkleide der Eichbaum da, und aus dem Gesträuche blickt die Finsternis mit hundert schwarzen Augen. „Wenn ich abends auf dem Altan, der zwischen den Giebeln des Hauses angebracht ist, spazierte, über die Gegend hinsah und von der herabgewichenen Sonne ein zitternder Schein heraufdämmerte, die Sterne hervortraten, aus allen Winkeln und Tiefen die Nacht hervordrang“ u. s. w. (Wilhelm Meister 1, 7). In den Zigeunerjahren des „Göz“ (erster Bearbeitung) fehlt nichts, was die Winternacht fürchterlich macht: die Wervölfe, der wilde Jäger, die krächzenden Gespinnster, das Geheul der Hunde und der Wölfe, die Irrlichter im Sumpfgewüch, der Schneestrom in der Schlucht, der dem kletternden Buben um die Beine schießt u. s. w. Unthaten jeder Art verbergen sich im Schoße der Nacht (Sphigenie 1, 3):

Und viel unseliges Geschick der Männer,
 Viel Thaten des verworrenen Sinnes deckt
 Die Nacht mit schweren Fittigen und läßt
 Uns nur die grauenvolle Dämmerung sehn.

Die Nacht ist endlos, denn der Blick durchdringt sie nicht: „Den der Fluch wie eine breite Nacht verfolgt und deckt“ (Iphigenie 2, 1). — „Nicht die Nacht, die breit sich bedeckt mit sinkenden Wolken“ (Hermann und Dorothea). Wenn Erwin unter Elmirens Fenster sang und seine Zither rührte, dann „wölbte die Nacht sich hoch und höher über seinen Klagen“; in der Nacht, mitten im Hochgebirge, erscheint dem Dichter der Schatten Euphrosynens und redet zu ihm: nachdem die Lichterscheinung zergangen, ist das Dunkel nur noch tiefer, das Herz nur noch trostloser:

Tiefer liegt die Nacht um mich her, die stürzenden Wasser
 Brausen gewaltiger nun neben dem schlüpfrigen Pfad. —
 Wehmut reißt durch die Saiten der Brust; die nächtlichen Thränen
 Fließen, und über dem Wald kündet der Morgen sich an.

Aber die Nacht ist vielgestaltig, sie ist nicht immer schauervoll und düster, sondern auch heimlich und den Liebenden günstig. Philine widmet ihr ein Lied und Scapine fingt:

Nacht, o holde, halbes Leben,
 Jedes Tages schöne Freundin! *)
 Laß den Schleier mich umgeben,
 Der von deinen Schultern fällt.

Stella spricht mit sich: „Hülle der Nacht, umgieb mich, fasse mich, leite mich!“ Wilhelm schreibt an seine Mariane „unter der lieben Hülle der Nacht, die ihn sonst in ihren Armen bedeckte“; der Liebende, auf dem Lager liegend und die Geliebte erwartend, segnet die nächtlichen Finsternisse, „die so ruhig alles überdecken“ (Morgenklagen). Und auch helle, durchsichtige, krystallene, ambrosische Nächte giebt es, in denen der Mond leuchtet und die Sterne schimmern.

*) Ein Vers in „Hermann und Dorothea,“ der dem Dichter oft übelgenommen worden, wiederholt nur denselben Gedanken. Der Tag gehört dem Kampfe, der Arbeit, dem Verdruß und jeder Art Anstrengung; das gemeinsame Lager bei Nacht bringt Austausch des Erlebten, das Gefühl unauflöflichen Bundes, Mittheilung und Sammlung und süße Ruhe (Röm. Eleg. 5):

Wird doch nicht immer geküßt, es wird vernünftig gesprochen,
 Überfällt sie der Schlaf, lieg ich und denke mir viel.

Zu dem trauernden Achilleus in der Ilias spricht seine Mutter Thetis (also gleichfalls die Mutter): Wie lange willst du der Nahrung dich enthalten, wie lange des Lagers? Ist es doch schön, des Weibes in Liebe zu genießen!

Wie die Sonne, der der Dichter in der ersten Weimarer Zeit einen fast begeisterten Kultus widmete,*) ist auch der Mond, das andre große Himmelslicht, in seinen Gedichten und Bekenntnissen Gegenstand schwärmerischer Verehrung. Schon in einem Jugendliede „Die schöne Nacht“ heißt es:

Wandle mit verhülltem Schritte
Durch den öden finstern Wald:
Luna bricht durch Busch und Eichen,
Zephyr meldet ihren Lauf
Und die Birken streun mit Neigen
Ihr den süßten Weihrauch auf.

An Frau von Stein schreibt er 1777:

Tauche mich in die Sonne früh,
Bad ab im Monde des Tages Müh —

und an die Gräfin Auguste Stolberg vom Juli desselben Jahres:

„Alles geben die Götter, die unendlichen,
Ihren Lieblingen ganz,
Alle Freuden, die unendlichen,
Alle Schmerzen, die unendlichen, ganz —

so sang ich neulich, als ich tief in einer herrlichen Mondnacht aus dem Flusse stieg, der vor meinem Garten durch die Wiesen fließt.“ An Frau v. Stein, 15. Okt. 1780: „der Mond ist unendlich schön, ich bin durch die neuen Wege gelaufen, da steht die Nacht himmlisch drein. Die Elfen sangen“ u. s. w. Bei der Harzreise im Winter hatte er den heißen Wunsch nach dem Vollmond, und er dankt den Göttern, die sein Gebet erhörten; Friederike und Lili besuchte er beide zur Zeit des Vollmondes, wie er nicht unterläßt anzumerken; aus Rom schreibt er 2. Februar 1787: „und so haben Sonne und Mond, eben wie der Menscheng Geist, hier ein ganz anderes Geschäft als andrer Orten, hier wo ihrem Blick ungeheure und doch gebildete Massen entgegenstehn“; sein Abschied von der geweihten Stätte, wo er so lange geweilt hatte, ward besonders feierlich durch den Mond, der am Himmel stand und der ja auch dem verbannten, in die Wildniß ausgestoßenen Dichter Ovid in der letzten Nacht in Rom geleuchtet hatte: „ein Zauber, der sich dadurch über die ungeheure Stadt verbreitet, so oft empfunden, ward nun aufs eindringlichste fühlbar. Die großen Lichtmassen, klar wie von einem milden Tage beleuchtet, mit ihren Gegensätzen von tiefen Schatten, durch Reflexe manchmal erhellt, zur Ahnung des Einzelnen, setzen uns in einen Zustand wie von einer andern,

*) Ja noch im höchsten Alter sagte er zu Eckermann (Band 3): „Die Sonne ist eine Offenbarung des Höchsten und zwar die mächtigste, die uns Erdenkindern wahrzunehmen vergönnt ist. Ich anbede in ihr das Licht und die zeugende Kraft Gottes, wodurch allein wir leben, weben und sind, und alle Pflanzen und Tiere mit uns.“

einfachern, größern Welt.“ Diese Eigenschaft des Mondlichtes, die im Raum zerstreuten Dinge zu großen Massen zu sammeln, die auch Schiller empfunden hatte:

Der Mond erhebt sein strahlend Angesicht,
Die Welt zerschmilzt in ruhig große Massen —

bewährte sich auch an jenem Abend, als Hermann und Dorothea unter dem Birnbaum rasteten:

Herrlich glänzte der Mond, der volle, vom Himmel herunter,
Nacht wars, völlig bedeckt der letzte Schimmer der Sonne;
Und so lagen vor ihnen in Massen gegen einander
Lichter, hell wie der Tag, und Schatten dunkler Nächte.

In andern Momenten erscheint das Licht des Mondes als ein der bewegten Seele verwandtes, gleichgestimmtes Element, wie die sichtbar gewordene, träumerische Empfindung selbst. Es wird bald als das traurige, verschleierte angeschaut, wie ein verweintes Menschenangesicht:

Der Mond von einem Wolkenhügel
Sah kläglich aus dem Duft hervor — (Willkommen und Abschied)
Dann über Büchern und Papier,
Trübselger Freund, erschienst du mir — (Faust)

bald als silberner Nebelganz, der auf Wiesen, am Saume des Waldes dämmert und vor dem Blicke des Einsamen in Geister der Vergangenheit sich verwandelt:

Ach könnt ich doch auf Bergeshöhn
In deinem lieben Lichte gehn,
Um Bergeshöhle mit Geistern schweben,
Auf Wiesen in deinem Dämmer weben,
Von allen Wissensqualm entladen
In deinem Thau gesund mich baden — (Faust)
Und steigt vor meinem Blick der reine Mond
Besänftigend herüber, schweben mir
Von Felsenwänden, aus dem feuchten Busch
Der Vorwelt silberne Gestalten auf
Und lindern der Betrachtung strenge Lust — (Ebba.)

bald als reiner, ruhiger Herrscherblick:

Wie dein Licht, das Leben der Nächte,
Über der Erde ruhet und waltet, — (Iphigenie)

der die Dinge in ihren harten, verworrenen Umrissen so klar sondert, so milde vereinigt, wie das kühlere Urteil des besonnenen Freundes unsre Schicksale und Leidenschaften entwirrt und erkennt:

Breitest über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,

Wie des Freundes Auge mild
über mein Geschick —

und so kommt von ihm eine sanfte Beruhigung über die stürmende Seele, über das in Sehnsucht vergehende Herz:

Mir ist es, denk ich nur an dich,
Als in den Mond zu sehn,
Ein stiller Friede kommt auf mich,
Weiß nicht, wie mir geschehn — (Jägers Abendlied)

daher ihm auch der Anruf „heilig“ zusteht: „wo du, heiliger Mond, auf den Wipfeln meiner Bäume dämmerst“ (Stella) —

Dich ehr ich, heiliges Licht,
Reiner, hoher Gefühle Freund! (Triumph der Empfindsamkeit)

Zwei lyrische Gedichte sind ganz eigens an den Mond gerichtet; in dem ersten, „An Luna,“ verschmilzt die Mondhelle mit zärtlicher, ja wollüstiger Liebesphantasie: der schwimmende Nebel, der Silberschauer um das Antlitz des Mondes, Lunas leiser Lauf, der die Nachtvögel und die Geister der Abgeschiedenen aus ihren Höhlen weckt, der weite Blick, mit dem der Mond über alle Fernen sieht und durch das Fenstergitter bis zu den unverhüllten Gliedern des geliebten Mädchens in die Kammer dringt — diese ganze Malerei ist mit leichter Kunst in lyrischen Sang und Klang verwandelt. Fehlt es gleichwohl diesem frühen Jugendliede noch an tieferer Resonanz, so ist das zweite, „An den Mond“ (vom Jahre 1778, nachher wesentlich umgestaltet und erhöht), ganz eine weiche, dunkle Musik der Seele: die Mondnacht hat des Dichters Gemüt bis in seine Tiefen gelöst, sodas Vergangenheit und Umgebung, Wonn und Weh des Lebens, verlornes Glück und stille Entsagung, alle Eindrücke früherer Tage, alle Bilder der gegenwärtigen Stunde in eine wehmütige Stimmung zusammenfließen, die dann in schmelzendem Zauber der Melodie und des Rhythmus ausströmt.

Goethes Phantasie war eine zu echte und wirkliche, als daß sie sich in der anschauungslosen Unendlichkeit des astronomischen Himmels oder wie Klopstock unter den altjüdischen Cherubim und Seraphim hätte ergehen können — nur einmal, im Prolog zum „Faust,“ läßt er die drei Erzengel singen, den ersten von der Sonne, den andern von dem Umschwung der Erde, den dritten von Sturm, Ungewitter und sanften Lüften — aber zu den freundlichen Sternen über unsern Häuptern blickt er gern auf, redet sie an und verfolgt den Weg, den sie langsam wandeln. An den Herzog (24. Dezember 1775): „Der herrliche Morgenstern, den ich mir von nun an zum Wappen nehme, steht hoch am Himmel.“ Er nahm ihn sich zum Wappen, denn er war um jene Zeit immer frühe auf und erwartete im Freien die allbelebende Sonne.

Noch dreizehn oder fünfzehn Jahre später bestätigt dies das schöne venetianische Epigramm (97):

In der Dämmerung des Morgens den höchsten Gipfel erklimmen,
Frühe den Boten des Tags grüßen, dich, freundlichen Stern,
Ungebuldig die Blicke der Himmelsfürstin erwarten,
Wonne des Jünglings, wie oft locktest du nachts mich heraus!
Nun erscheint ihr mir, Boten des Tags, ihr himmlischen Augen
Meiner Geliebten, und stets kommt mir die Sonne zu früh.

An Frau von Stein (19. Januar 1778): „Orion stand so schön am Himmel, als wir von Tiefurt frühlich heraufritten,“ und (8. Juli 1781): „Jeden Abend grüß ich das rötliche Gestirn des Mars, das über die Fichtenberge vor meinem Fenster aufgeht.“ In dem herzlichen, betrachtenden Gedicht „Almenau 1783“ freut er sich des frischen Balsams der Nadelwaldung und hat in deren Finsternis „beim Liebesblick der Sterne“ den Pfad verloren, und sagt dann von sich selbst:

Indessen ich hier still und atmend laum
Die Augen zu den freien Sternen kehre.

„Wilhelm Meister“ 1, 17: „Unter den holden Sternen hingestreckt war ihm sein Dasein wie ein goldner Traum.“ Die Sterne dienen dem Dichter, um seine ideale Liebe wie mit einer Strahlenkrone zu umgeben, dann um der nächsten Wirklichkeit der Liebe durch die Vorstellung der kalten Himmelsweiten sich noch wärmer zu versichern, endlich auch zum Bilde eines Jenseitigen und ewig Fernen und Versagten. „Meine Liebe ist mir wie der Morgen- und Abendstern, er geht nach der Sonne unter und vor der Sonne wieder auf, ja wie ein Gestirn des Pols, das nie untergehend über unserm Haupt einen ewig lebendigen Kranz flicht. Ich bete, daß es mir auf der Bahn des Lebens die Götter nie verdunkeln mögen.“ (An Frau von Stein, 22. März 1781.) Mitten in der gemeinen Bewegung des Lebens sieht er überall wie durch einen Flor die Gestalt der Geliebten; sie leuchtet ihm

freundlich und treu,
Wie durch des Nordlichts bewegliche Strahlen
Ewige Sterne schimmern. (An Lida)

Aber wie in der zehnten Römischen Elegie die Erinnerung an den finstern Todeschlaf der Helden im Grabe das Glück der „lieberwärmten Stätte“ erhöht, so in den „Nachtgedanken“ der Gegensatz der Sterne, die nach strengem Gesetz durch die unermessliche Leere geführt werden:

Euch bedaur ich, unglückselge Sterne,
Die ihr schön seid und so herrlich scheint
Dem bedrängten Schiffer gerne leuchtet,
Unbelohnt von Göttern und von Menschen,

Denn ihr liebt nicht, kanntet nie die Liebe!
 Unaufhaltfam führen ew'ge Stunden
 Eure Reihen durch den weiten Himmel.
 Welche Reise habt ihr schon vollendet,
 Seit ich weiland in dem Arm der Liebsten
 Euer und der Mitternacht vergessen!

Derselben Geliebten hatte er einige Jahre vorher, als sie seiner Glut immer wieder ausgewichen war, entsagend schreiben müssen (Schöll I, S. 23, Fielitz Nr. 89): „Ich sehe dich eben künftig, wie man Sterne sieht! Denke das durch!“ Ich kann es nie erwerben, klagt der Liebende in „Trost in Thränen“:

— es steht mir gar zu fern,
 Es weilt so hoch, es blinkt so schön,
 Wie droben jener Stern —

worauf die Freunde erwidern:

Die Sterne, die begehrt man nicht,
 Man freut sich ihrer Pracht,
 Und mit Entzücken blickt man auf
 In jeder heitern Nacht —

ganz wie Alexis sich selbst anklagt, nicht früher von Doras Schönheit betroffen worden zu sein, sondern sie angesehen zu haben, wie man Mond und Sterne sieht, ohne an ihren Besitz zu denken. Aber in dem Liebe „Sehnsucht“ geht das Mädchen sinnend am Bache hin, die Wiesen entlang, der Abend dämmeret, die Nacht bricht ein; plötzlich blickt ein schöner Stern auf und verwandelt sich in den wirklichen Geliebten zu ihren Füßen:

Auf einmal erschein ich,
 Ein blinkender Stern.
 Was glänzet da droben
 So nah und so fern?
 Und hast du mit Staunen
 Das Leuchten erblickt —
 Ich lieg' dir zu Füßen,
 Da bin ich beglückt!

Noch spät, als die betrachtende Zeit schon gekommen war, findet sich in der Novelle „Der Mann von fünfzig Jahren“ (vom Jahre 1807) die prächtige Schilderung des auf der blanken gefrorenen Fläche sich spiegelnden Mond- und Sternenhimmels und der dadurch erregten Winterlust der Menschen — weit phantasivoller, obgleich in Prosa, als Klopstocks rhetorisch figurirte, aber dem Gehalte nach prosaische und dürftige Schrittschuhode „Der Eislauf.“ Einige Bruchstücke mögen hier stehen: „Die schöne Kunst, welche die ersten raschen Wintertage zu verherrlichen und neues Leben in das Erstarrte zu bringen im hohen Norden erfunden worden.“ — „Das hat die Eisluft vor allen andern körperlichen Bewegungen voraus, daß die Anstrengung nicht erhitzt und die Grenzboten I. 1884.

Dauer nicht ermüdet.“ — „Der volle Mond stieg zu dem glühenden Sternhimmel herauf und vollendete das Magische der Umgebung.“ — „Die Sterne flammten, die Kälte war gewachsen, sie fühlten nichts davon und fuhren dem lang daher glitzernden Widerschein des Mondes, unmittelbar dem himmlischen Gestirn selbst entgegen.“ Ein ähnlicher Ausdruck noch im „Sankt Rochusfest zu Bingen“: Der Dichter und seine Freunde, nachdem die heitere Abendtafel im Gasthause zur Krone in Rüdeshheim aufgehoben worden, traten hinaus „unter den brennend gestirnten Himmel“ und verweilten lange daselbst — und die Gläser und der Rüdeshheimer selbst werden wohl auch mit hinausgetragen worden sein. (Schluß folgt.)



J. P. Hebel in seinen Briefen.



U den zahlreichen Brieffammlungen aus der klassischen und romantischen Periode unsrer Literatur hat sich im verflossenen Jahre der Anfang einer neuen Reihe von Veröffentlichungen gesellt: Briefe von J. P. Hebel, herausgegeben von Dr. Otto Behagel, Professor an der Universität Basel (Karlsruhe, S. Reuther, 1883). Es ist nicht vorauszuwissen, wie ausgiebig die Briefschätze sein werden, die der Herausgeber durch die Bezeichnung „erste Sammlung“ in Aussicht stellt; es muß genügen, zu sagen, daß diese erste Sammlung der Briefe des Dichters der „Allemanischen Lieder“ und der „Erzählungen des rheinländischen Hausfreundes“ an Gmelin, an die Straßburger Familie Haufe und an Justinus Kerner umfaßt. Die Bedeutung dieser Briefe charakterisirt Behagel in seinem Vorwort dahin: „Die Briefe an Gmelin zeigen uns den Dichter in seinen naturwissenschaftlichen Studien; von großem Interesse ist die Art, wie sich Hebel in den Briefen an Justinus Kerner über die Aufgabe des Volksschriftstellers ausspricht. Nirgends können wir seinem gemütvollen Herzen so tief auf den Grund sehen, als in seinen Briefen an die Familie Haufe. Wie innig nimmt er Anteil an ihrem Schicksal, wie herzlich freut er sich mit den Freunden, wie warm versteht er die Bekümmerten zu trösten, wie zart und fein, kaum vernehmbar dem stumpfen Ohr, ist seine Mißbilligung.“

Gern kann der Leser diese Lobsprüche unterschreiben und seinerseits hinzufügen, daß die Herausgabe der Briefe eine sehr sorgfältige ist. In seinen Anmerkungen hat sich Behagel auf wirklich Wissenswertes und Ergänzendes beschränkt, hat am Fuße der Seiten nur gegeben, was zum Wortverständnis